
Inhalt

Kapitel 1	
Wer ist mein Vater?	7
Kapitel 2	
Wie ist Gott?	15
Kapitel 3	
Wie hat Jesus Gott gesehen?	23
Kapitel 4	
Wenn uns Dunkelheit umgibt, können wir Gott nicht erkennen	29
Kapitel 5	
Wie Gott im Spiegel deiner Seele aussieht	35
Kapitel 6	
Ein Kuss, der zum Leben erweckt	41
Kapitel 7	
Nachdenken über Jesu Leiden und Sterben	47
Kapitel 8	
Alle werden Gott begegnen	51
Kapitel 9	
Welch eine Liebe!	57
Kapitel 10	
Nur die Liebe macht Leben möglich	67
Kapitel 11	
Gott trägt schwer an der Sünde	75
Kapitel 12	
Gott zu sehen, wie er wirklich ist, tut gut – und ist heilsam ...	85
Kapitel 13	
Sieh dich so, wie Gott dich sieht!	91

Kapitel 14	
Eigene Leistung oder Gottes Geschenk?	97
Kapitel 15	
Entscheidungsfreiheit und Verstehen	103
Kapitel 16	
Unser Gottesbild ist unser Schicksal	111
Kapitel 17	
Gott lieben – mit ganzem Herzen	119

Kapitel 1

Wer ist mein Vater?

In meiner Kindheit habe ich oft in den Ästen eines Baumes in unserem Garten Zuflucht gesucht. Nur dort fühlte ich mich sicher und konnte frei atmen.

Wenn ich aus der Schule kam und vor unserer Haustür stand, überfiel mich jedes Mal neu die Anspannung und Angst, die ich am Tag zuvor in diesem Haus erlebt hatte. Ich ließ dann Schultasche und Brotdose auf der Terrasse liegen und lief zu meinem Baum. Drei kurze Holzleisten, die ich an den Stamm genagelt hatte, dienten mir als Stufen und Haltegriffe, sodass ich mühelos den ersten Ast erreichen konnte. Von dort aus kletterte ich weiter nach oben. Je höher ich kam, um so mehr ließ der Druck nach, der auf mir lastete. Erst wenn ich ganz oben war, fühlte ich mich wieder frei.

Ich saß manchmal stundenlang in einer Astgabel und dachte nach. Das heißt, meistens fühlte ich nur: Ich fühlte die Gedanken, die ich nicht denken wollte oder konnte, weil sie so schmerzhaft waren. Mein Denken war ziemlich verworren, aber meine Empfindungen waren eindeutig und stark. Ich spürte Hass und Ärger, aber auch das tiefe Verlangen, dass der Unfriede, die Angst und die Gewalt, die in dem Haus da unten herrschten, endlich aufhören mögen. Es war doch mein Zuhause – oder sollte es wenigstens sein. Aber die Wirklichkeit war schrecklich. Hier oben in meinem Baum war ich zumindest allein und musste nicht mit anhören und ansehen, was das Leben hinter jenen Fenstern dort unten fast unerträglich machte.

Aber irgendwann musste ich meinen Baum wieder verlassen, weil ich hungrig und müde wurde und auch Hausaufgaben zu machen

hatte. Meistens tat ich es erst, wenn meine Mutter mich rief. Vor der Haustür blieb ich gewöhnlich noch mal stehen, seufzte schwer, holte tief Luft und ging erst dann hinein.

Drinnen war die Stimmung nur selten gut, meistens war sie ausgesprochen schlecht. Zwar gab sich meine Mutter große Mühe, fröhlich zu sein, aber mein Vater versäumte keine Gelegenheit, jeden Anflug von Freude im Keim zu ersticken, und machte einen normalen Umgang miteinander unmöglich. Noch heute steht mir lebhaft vor Augen, was sich bei uns tagtäglich abspielte.

Abends saßen wir zusammen am Tisch und aßen. Mein Vater trank Bier oder Schnaps, und mit jedem Glas wurde seine Stimmung gereizter. Über alles regte er sich auf: über das Essen, über Rechnungen, über das, was meine Mutter wohl den ganzen Tag machte usw. Manchmal warf er Teller auf den Boden oder stürzte sogar den ganzen Tisch um. An anderen Tagen nahm er sich bei Tisch noch zusammen und tobte sich erst später aus. Das Ende war immer dasselbe: Er schlug meine Mutter, oft, bis sie blutig war oder bewusstlos zusammenbrach. Uns Kindern – wir waren vier – tat er keine Gewalt an, aber es kam uns so vor, als spürten wir die Schläge, die Mutter aushalten musste, auf unserer eigenen Haut. Oft verkrochen wir uns alle zusammen in *einem* Bett und weinten, bis wir vor Erschöpfung einschliefen.

Dann kam der Tag der Befreiung – jedenfalls für mich –, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad.

Meine schulischen Leistungen waren schlecht. Der Lehrer, Herr Sounders, bat meine Mutter zu einem Gespräch und erklärte ihr, ich sei sehr zerstreut, nie so recht bei der Sache und würde auch die Schulaufgaben nicht ordentlich machen. Zwar sei ich überdurchschnittlich begabt, aber wenn ich nicht bald anfinde, mich etwas mehr aufs Lernen zu konzentrieren, würde ich die zweite Klasse wahrscheinlich wiederholen müssen.

Meine Mutter war für mich eine wundervolle Frau! Sie war der einzige Mensch auf der Welt, der ein Lächeln auf mein Gesicht zaubern konnte. Sie gab mir Halt, denn ich wusste: Mutti hat mich lieb. Und weil auch ich sie von Herzen liebte, hasste ich Papa, denn das

Leid, das er ihr zufügte, war mehr, als ich ertragen konnte. Oft habe ich mir gewünscht, dass er nicht mein Vater sei.

Eines Tages, ich hatte wieder Zuflucht in meinem Baum gesucht, rief meine Mutter: „Komm runter, Ty! Ich muss mit dir sprechen, bevor Charlie nach Hause kommt.“

„Komisch“, dachte ich, „warum nennt sie ihn auf einmal Charlie?“ Gewöhnlich nannte sie ihn nämlich „Papa“, wenn sie uns Kindern gegenüber von ihm sprach. Auch ihre Stimme klang heute irgendwie anders als sonst, so als hätte sie mir etwas besonders Wichtiges zu sagen.

Schnell kletterte ich vom Baum und rannte ins Haus. Mutti führte mich in den Schuppen hinter dem Haus und verschloss die Tür. Wir waren allein. Zuerst sprach sie nur von meinen Schulzeugnissen. Dann meinte sie, sie müsste mir etwas sagen, und weil ich der Älteste sei, würde ich es wohl auch verstehen. Vielleicht würde es eine Last von mir nehmen, und ich könnte mich dann besser auf die Schule konzentrieren. Möglicherweise würde es mir auch *nicht* helfen, sondern alles nur noch schlimmer machen. Sie war sich nicht sicher, „aber ich muss es dir trotzdem sagen.“ Ich war vollständig verwirrt und fragte mich, wovon sie eigentlich redete?

Meine Mutter legte ihre schönen, schmalen Hände auf meine Knie und sah mir offen und liebevoll in die Augen. Ich hatte das Gefühl, dass sie jetzt gleich etwas ganz Wichtiges zu sagen hätte, vielleicht sogar etwas, was mir in meiner Not helfen würde.

Und genau das tat sie. „Charlie ist nicht dein Vater.“ Es klang, als ob ich ihr Leid täte. „Was?“, stieß ich hervor.

Ich kannte nur ihn als meinen Vater und ich hatte ihn doch auch immer Papa genannt, und nun sollte er nicht mein Vater sein? Wer dann? Ich war vollkommen verwirrt.

Meine Mutter nahm eine Fotografie aus einem Umschlag und zeigte sie mir. Es war das Bild eines Mannes, den ich nicht kannte. „Er heißt Johnny“, sagte sie leise. „*Er* ist dein Vater.“ Dann erzählte sie mir, was für ein netter Mann er war – lustig, immer freundlich und niemals gewalttätig. Aber sie seien beide zu jung gewesen, als meine Mutter schwanger wurde. Johnny konnte und wollte sein

Teenager-Dasein nicht aufgeben und Familienvater werden. Sie hätten es ernsthaft versucht, aber das Leben, das sie führten, sei für meine Mutter unerträglich gewesen. Sie konnte so nicht leben und auch für ihr Baby wollte sie etwas Besseres – für Baby Ty.

„Charlie ist nicht dein Vater“, wiederholte sie. „Ich wünsche mir so sehr, dass es dir hilft, wenigstens etwas, denn ich weiß, wie sehr du darunter leidest, wenn Charlie mich schlecht behandelt.“

Ich habe bestimmt nicht alles verstanden, was meine Mutter mir damals sagte, aber ich weiß, dass sich an jenem Tage in meinem Innern etwas verändert hat. Immer wieder sagte ich zu mir: „Er ist nicht mein Vater!“ Ich fühlte mich irgendwie befreit. Ich musste mich nicht mehr mit seinem hässlichen Wesen identifizieren. Ich musste nicht mehr der Sohn dieses gewalttätigen Menschen sein. Ich konnte ein anderer sein!

Nie wieder habe ich zu Charlie „Papa“ gesagt. Meine Schulzeugnisse wurden besser und auf meinen Baum kletterte ich nur noch, wenn ich Spaß daran hatte. Aber dieses befreiende Erlebnis als Kind fiel kaum ins Gewicht im Vergleich zu dem, was ich später erlebte.

Nach neun Jahren „Hölle“ ließ sich meine Mutter von Charlie scheiden und ging das Wagnis ein, ihre vier Kinder allein großzuziehen. Von morgens bis abends musste sie arbeiten, nur selten hatte sie sonntags einen freien Tag. Wir Kinder sahen sie nicht oft, aber wir wussten, dass sie für uns arbeitete.

Mein Schulweg führte mich durch die Straßen der großen Stadt, in der wir nun wohnten. Ich sah dort viel Leid und Ungerechtigkeit, Rassenhass, Drogenabhängigkeit, gewalttätige Banden und hilflose Babys von heruntergekommenen, süchtigen Müttern. Ich sah mehr, als ich bewältigen konnte. Das Leben schien so unerträglich hässlich. Ich versuchte, unempfindlich zu werden gegenüber so viel Leid und Elend, aber es gelang mir nicht. Ich litt mit denen, deren Unglück ich sah. „Warum kann nicht irgendjemand diesem Elend Einhalt gebieten?“, fragte ich immer wieder.

Aber wen fragte ich das eigentlich? Und wusste jemand eine Antwort? Gab es überhaupt so etwas wie Güte und Gerechtigkeit – irgendwo da draußen? Gott kannte ich nicht. Vielleicht gab es ja

einen Gott, aber vielleicht auch nicht, und ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn mir vorstellen sollte. Die Auffassung, dass Gott eine Person sei, gütig und den Menschen zugetan, hatte ich schon gehört, aber ich hielt sie für völlig abwegig.

„Wie kann irgendjemand nur solchen Unsinn glauben!“, dachte ich bei mir selbst. „Man braucht sich diese Welt doch nur anzusehen. Sogar einem Affen ist klar: Wenn es tatsächlich einen Gott gibt, dann ist es ein Gott, der sich nicht im Geringsten um das kümmert, was hier auf Erden los ist.“

Ich wurde immer ratloser, rastloser und unzufriedener. Und dann begegnete ich meinem Vater. Nein, nicht Johnny. Ich meine den Vater im Himmel – Gott.

Ich war siebzehn und innerlich zerrissen. Meine Mutter hatte sich dem Christentum zugewandt, ich vermutete, um mit dem Leben besser fertig zu werden. Schlimmer war, dass auch meine Freundin anfang, sich mit Gott zu beschäftigen, und zusammen mit meiner Mutter die Bibel studierte. Ich selbst wollte mit einem Gott, der so war, wie ich ihn mir vorstellte, nichts zu tun haben. Dass er vielleicht ganz anders sein könnte, schien mir völlig unmöglich. Tief im Innern sehnte ich mich zwar danach, die Welt und das Leben mit all seinen Problemen zu verstehen, aber einfach blind zu glauben, dass Gott die Menschen liebte, konnte ich nicht. Ich wollte Beweise sehen oder vernünftige, einleuchtende Begründungen hören.

Einmal in der Woche hielt ein Jugendpastor bei uns zu Hause für eine Gruppe von interessierten Personen eine Bibelstunde. Während sie im Wohnzimmer beieinander saßen, zog ich mich in mein Zimmer zurück und wartete darauf, dass die Gäste wieder verschwanden. Meine Mutter bat den jungen Prediger zu versuchen, mit mir ins Gespräch zu kommen.

Als er das erste Mal an meine Tür klopfte und sich vorstellte, war ich innerlich empört, dass dieser Kerl in seinem konventionellen Anzug mit Schlips und Kragen und kurzem Haarschnitt es wagte, mich für Religion interessieren zu wollen. Sein Mut nötigte mir aber einen gewissen Respekt ab. Dennoch gab ich ihm bald zu verstehen, dass seine Besuche zwecklos seien. Um ihn loszuwerden,

sagte ich ihm unverblümt, was ich von seinem Gott und von seiner Religion hielt: „Hören Sie, es ist ja toll, dass Sie Gott lieben und der Meinung sind, dass er Sie auch liebt. Aber ich glaube nicht, dass Gott die Menschen wirklich liebt. Das stimmt einfach nicht mit dem überein, was jedermann überall und jeden Tag beobachten kann. Eine Welt voller Leiden und Schmerzen ist unvereinbar mit der Ansicht, dass Gott Liebe ist. Zwei plus zwei sind vier und nicht 56.“ Der junge Pastor hörte zu. Er schien wirklich interessiert zu sein an dem, was ich zu sagen hatte, also redete ich weiter: „Ich bin nicht Gott und behaupte auch nicht, dass ich alle Menschen liebe, aber ich würde nicht einfach zuschauen, wenn ein Kind missbraucht wird. Nein, bestimmt nicht. Ich würde ihm zu Hilfe eilen. Verhungernden Kindern würde ich etwas zu essen geben und einem Mann, der seine Frau schlägt, Einhalt gebieten. Wie ich schon sagte, bin ich nicht Gott und behaupte auch nicht, alle Menschen zu lieben. Aber wenn ich dem Elend auf dieser Welt ein Ende machen *könnte*, dann würde ich es auch tun und nicht einfach tatenlos zusehen. Erzählen Sie mir doch nicht, dass Gott die Menschen liebt! Die Wirklichkeit sagt mir etwas ganz anderes.“

Ich fühlte mich erleichtert. Es tat mir gut, all meine Ratlosigkeit, Wut und Verzweiflung, mit der ich mich seit Jahren herumschlug, endlich einmal auszusprechen. Und ich hatte doch auch Recht mit meinem Urteil über Gott – oder?

Der Pastor versuchte nicht, meine Argumente zu widerlegen. Und er tat auch nicht so, als wüsste er auf alle Fragen eine Antwort, aber er gab mir etwas, was mir geholfen hat. Er sah mich an – und sein Blick brachte zum Ausdruck, dass er meinen Schmerz verstand. Was er dann sagte, schien meine Ratlosigkeit und meinen Zorn zu lindern. „Du hast Recht, es ist schwer zu verstehen, warum Gott uns leiden sieht und dennoch nicht eingreift.“

Ich hatte erwartet, dass er mir mit irgendeiner religiösen Redensart kommen würde, etwa: „Wenn Gott etwas sagt, glaube ich es blind und denke nicht weiter darüber nach.“ Aber nichts dergleichen sagte er, und ich empfand auf einmal so etwas wie Respekt vor diesem Pastor, weil er nicht versuchte, mich mit Phrasen abzuspeisen.

Bevor er ging, sagte er noch etwas. Dadurch veränderte sich mein Leben.

„Wärest du bereit, mir einen Gefallen tun? Lies das erste Kapitel aus dem dicken Buch, das deine Mutter auf ihrem Nachttisch liegen hat. Nicht das ganz Buch, nur das erste Kapitel. Es kann sein, dass du darin eine Antwort auf deine Fragen findest.“

„Meinetwegen, ich werde das erste Kapitel lesen“, versprach ich. Noch heute wundere ich mich darüber, dass ich damals einfach zustimmte. Immer noch habe ich den Eindruck, dass jemand anderes *ja* sagte, bevor ich selbst *nein* sagen konnte.

Voller Skepsis nahm ich noch am selben Abend das Buch in die Hand, zog mich in mein Zimmer zurück und las das erste Kapitel – immerhin hatte ich es ja versprochen. In diesem Kapitel ging es um die Frage, was das für ein Gott ist, der so viel menschliches Leid zulässt. Es ging um das Wesen, um den Charakter Gottes. Das meiste habe ich nicht verstanden, aber *ein* Gedanke überwältigte mich. Es war, als ob jemand ein helles Licht in meinem Innern anzündete und in wenigen Augenblicken mein ganzes Denken und Empfinden völlig umkrempele. Ich sah die Wirklichkeit auf einmal mit anderen Augen.

Das Buch sagte es vielleicht mit anderen Worten, aber in meinem Geist sah ich es ganz deutlich vor mir: Echte Liebe kann es nur dort geben, wo es auch Freiheit gibt. Freiheit gibt es nicht ohne das Risiko, dass die Liebe abgelehnt wird. Aber die Liebe ist es wert, dieses Risiko einzugehen.

Bis dahin hatte ich immer gedacht, dass sich Liebe durchsetzen muss, wenn nötig, auch mit Gewalt. Wenn also Gott – wie immer behauptet wurde – lauter Liebe und Güte ist, dann hätte er das Böse gar nicht erst zulassen dürfen oder es dort, wo es sich zeigte, sofort vernichten müssen. Und jetzt, da sich das Böse nun einmal schon so weit ausgebreitet hat, müsste er alle bösen Leute ausrotten und mit den guten einen neuen Anfang machen.

Aber nun erschien mir die Liebe Gottes in einem völlig anderen Licht. Ich sah ganz deutlich, dass es zum Wesen echter Liebe gehört, Freiheit zu gewähren, und dass jede Art von Zwang die Liebe

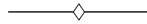
in unserem Herzen zum Erlöschen bringt. Echte Liebe kann es nur geben, wo jemand sich frei für sie oder gegen sie entscheiden kann. Die Freiheit der Entscheidung ermöglicht allerdings nicht nur das Gute, sondern auch das Böse.

Das erschien mir auf einmal so selbstverständlich und logisch, dass ich gar nicht verstehen konnte, warum ich es vorher nicht so gesehen hatte. Es kam mir vor, als sei ich aus einem Traum erwacht und sähe endlich die Wirklichkeit. An jenem Abend durchflutete mich die absolute Gewissheit: „Gott ist Liebe“ (1. Johannes 4,8) – und diese Gottesliebe ist so tief und wahr, dass sie gar nicht anders kann, als uns die Freiheit zu geben, diese Liebe zu erwidern oder abzulehnen. Das Gegenstück zu dieser Liebe ist die Selbstsucht. Sie ist es, die alles Leid und alle Ungerechtigkeit hervorbringt.

Gott war für mich auf einmal keine abstrakte Idee mehr, sondern eine liebenswerte Person mit lauter guten und bewundernswerten Charaktereigenschaften. Gott war eine Person, die ich lieb haben und der ich vertrauen konnte. Ich fühlte mich an meine Kindheit erinnert, an die Zeit, als ich acht Jahre alt war und meine Mutter eines Tages mit mir über Charlie sprach. „Er ist nicht dein Vater“, hatte sie gesagt. „Dein wirklicher Vater ist ein sehr freundlicher und netter Mann.“

Das hässliche Bild, das ich von Gott hatte, verblasste und wurde durch ein ganz neues, freundliches Bild ersetzt. Ich war meinem himmlischen Vater begegnet – und ich mochte ihn sehr. Ich hatte keine Angst vor ihm, ich war innerlich ganz frei und ohne Furcht. Zu ihm konnte ich aufsehen und ihm freudig nacheifern.

Von diesem Gott will ich erzählen.



„Vater im Himmel, wenn du mir nicht nachgegangen wärest und mir nicht gezeigt hättest, wer du bist, ich weiß nicht, wo ich gelandet wäre. Danke, dass du mich in der Dunkelheit gefunden und ins Licht geführt hast. Ich bewundere dich und kann es kaum erwarten, dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Amen.“